

Aus dem Leben eines Musikkritikers

Kolumne Nr. 16: Meister der späten Ernte

1962 erhielt ich von einer Zeitschrift mit kulturellen Ambitionen den Auftrag, den „bedeutendsten lebenden Schweizer Komponisten“ zu besuchen und zu porträtieren. Also fuhr ich nach Naarden bei Amsterdam, in dieses alte Festungsstädtchen unweit der Zuidersee, und nistete mich für drei Tage bei Frank Martin ein. Ich traf einen liebenswerten, aufgeschlossenen Menschen, einen wahren Grandseigneur. Der 72jährige Komponist lebte seit dem Zweiten Weltkrieg in Holland. Warum dort und warum nicht in der Schweiz, fragte ich den gebürtigen Genfer. Zum einen, meinte er mit Augenzwinkern, sei es für einen Komponisten immer gut, aus dem engen Raum der Heimat herauszutreten – und so empfahl er allen holländischen Musikern, in die Schweiz zu ziehen... Gewichtiger aber war wohl der zweite Grund: Er schätze das Gefühl der Weite, des Unbegrenzten, ausschwingende Ebenen und vor allem das Meer.

Ein Pendeln zwischen den Einflüssen gehörte überhaupt zum künstlerischen Wesen Frank Martins. Am Genfer Konservatorium war er einst von Joseph Lauber in deutscher Manier erzogen worden. Und so vertrat er die Meinung, dass sein Werdegang eine gewisse Ähnlichkeit mit jenem seines Compatriote Arthur Honegger aufweise: „education allemande“ vermischt mit „esprit français“. Seine Vorbilder unter den „grossen Alten“ sah er ähnlich – hier Johann Sebastian Bach („eigentlich mein wichtigster Lehrer“), dort Claude Debussy, „der Sänger der Sonnengluten, die über den Wassern liegen“. Unter den Zeitgenossen, erklärte er nach einigem Bedenken, „gehört meine Bewunderung zwar Strawinsky, meine Liebe aber Bartok“.

Frank Martin selber hatte in seiner künstlerischen Entwicklung verschiedene Phasen durchlaufen: von der Neoromantik über die Suche nach Rhythmen bis zur persönlich anverwandten Zwölftontechnik. Zu seinem eigenen, persönlichen Ausdruck, dem „style Martin“ sei er, wie er offen bekannte, erst spät gelangt. Als sein erstes vollgültiges Werk anerkannte er das Tristan-Oratorium „Le vin herbé“; es wurde 1941 vollendet, der Komponist hatte seinen 50. Geburtstag bereits hinter sich. Fortan allerdings konnte er eine reiche Ernte einfahren.

Als ich 1962 bei ihm weilte, gab er seiner heiteren Molière-Oper „Monsieur de Pourceaugnac“ den letzten Schliff – ein Auftrag der Genfer Oper, wo sie ein Jahr später von Ernest Ansermet aus der Taufe gehoben wurde. Gerade war er an seiner „bevorzugten Arbeit“, dem Instrumentieren in gestochen klarer Notenschrift. Frank Martin war überhaupt so etwas wie ein visueller Ästhet: die Titelblätter seiner Kompositionen schmückte er mit originellen Zeichnungen, für die Kinder hatte er eine komplette Kirche samt Zubehör gebastelt und auf Ostern hin pflegte er die Eier kunstvoll zu bemalen. Falls ihm nicht gerade andere Bewohner des Hauses dazwischenfunkten: bei den Martins in Naarden hatte sich eine ganze Katzenkolonie eingenistet.

Mario Gerteis